Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 51

Artikel: Der Grossrat [Fortsetzung]

Autor: Schibli, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643428

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51 · 1913 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 20. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Christkinds Heimgang.

(Nach zehn Millionen Jahren)

Von Georg Kueffer, Berlin-Bern.

Als wiederum ein Weltjahr war verstrichen,
Kam leis das Christkind einst herangeschlichen;
Auf traumdurchwobene Wege trat sein Tritt.
Es trug den alten Weihnachtssegen mit.

Ein Häuflein warf es hievon übers Feld,
Doch blieb davon das Dunkel unerhellt;
Kaum, daß vom Klang des Falls am Wegessaum
Die Augen aufschlug ein verträumter Traum.

Das Christkind sprach: „Was soll der Gram bedeuten,
Daß keine Glockenlieder aufwärts läuten? —
Wo leuchten Augen, lächeln Kinderwangen?“
Der Traum lallt Antwort: „Sind vorbeigegangen“.

Das Christkind blickt erstaunt ins Blau hinauf,
Als spräch ihm Antwort der Gestirne Lauf —
Da sah's den Aether fremde Sterne wiegen,
Die leis dem blauen Kelch der Nacht entstiegen.

Nun rollten ihm aus mattem Augenscheine
Die letzten Tropfen Erdenedelsteine.
Noch segnet's der erstorbnen Erde Ruh —
Dann schritt es seiner Himmelsheimat zu.

Der Großrat.

Ein Idyll von Emil Schibli.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 2. Preis.)

3

Er dachte auch daran, sich wieder zu verheiraten. Seine Frau war ihm vor drei Jahren gestorben. Er aber war noch ein Mann in der besten Kraft, und er wollte noch ein weites Stück Lebensland durchwandern, wenn ihm der Tod nicht vor der Zeit unvermutet ein Schnippchen schlug. Freilich, dagegen ist kein Kräutlein gewachsen. Der Lehrer Zbinden mußte auch hinweg und sein Weib war ehedem ein blühendes, lebensfrohes Mädchen gewesen und eine rüstige, schaffige Frau. Und der Tod hatte sie beide geholt, mitten im Tagewerk. Doch daran wollte er nun nicht denken. An das Leben wollte er denken. Das Leben ist schön an jedem Tag und in jeder Stunde. Selbst wenn es Schmerzen gibt, ist es schön und köstlich. Wo wäre denn einer, der das Leben nicht lieb hat? Er war ein angesehener Mann. Sein Wort galt viel in Sachen der Gemeinde. Er hatte einen großen, einträglichen Bauerngewerb und ein bares Vermögen von einigen zehntausend Franken, und er hatte auch ein Kind, welches seines Herzens Freude war.

Ja das Mädchen! Wie es jetzt schon aussehen mochte? Vor einem Jahr hatte es der Vater ins Welschland geschickt, denn er sagte sich, daß es auch einem Bauernmädchen nichts schade, wenn es etwas von der Welt sehe und etwas lerne. Und dann hatte er das Geld dazu. Das Jahr war jetzt um. Im nächsten Monat sollte das Grittli heimkommen. Das Kind würde wahrscheinlich in dem Pensionat ein wenig eingebildet worden sein. Wohl auch ein wenig schnippisch und spöttisch und herzensdumm. Das Kind hatte viel von dem Blute seiner Mutter in sich, das wußte der Vater. Die war als Mädchen auch im Welschland gewesen und war dann als Braut und noch als junge Frau, ein wenig stolz und verächtlich und sehr ehrgeizig gewesen. Sie dünkte sich zu jener Zeit für eine Bauersfrau zu gut. Aber nach und nach wurde

sie stiller und dachte tiefer in das Leben hinein und lächelte oft über sich selber. Und als der Tod sie holte, war sie eine feine und wackere Frau geworden, vielleicht eben dadurch, daß ihr Mann sie hatte gewähren lassen. Darum machte sich nun der Präsident auch über sein Kind keine Sorgen. Er wollte das junge Blut sich verschäumen lassen, bis es von selber still würde. So hielt er es, soweit es möglich war, mit allen Menschen, in deren Leben er etwas zu bedeuten hatte. Er ließ sie ihren eigenen Weg gehen. Er dachte: wenn sie die Augen offen halten, so werden sie mit der Zeit und mit ihrem guten Willen den rechten Weg schon finden. Wenn sie aber mit des Teufels Gewalt dies nicht wollen, so kann auch ich nicht viel helfen. Man muß sie machen lassen.

Mit solchen Gedanken kam der Präsident heim und ging zu Bett. Er lag aber noch eine Weile wach und bevor ihm der Schlaf die Augen zumachte, kam ihm die Gestalt der Frau Elisabeth noch einmal vor die Seele. Dann kam der Traum und gab dem schlafenden Manne die Frau in die Arme, und er küßte sie auf ihre Lippen, die noch voll und rot waren.

Und ein Tag folgte dem andern. Der Hans arbeitete mit Lust und Liebe. Es war ihm keine Arbeit zu gering oder zu hart. Er lernte mähen, Kühe melken und Obstbäume beschneiden.

Frau Elisabeth ging wie bisher ihrer Arbeit in der Stadt nach. Der Präsident schaltete und waltete auf seinem Hof wie früher. Nur manchmal hielt er mit seiner Arbeit ein und dann ging sein Blick sinnend in die Ferne. Das war, wenn er an Frau Elisabeth dachte. Er konnte sich das jetzt nicht mehr aus dem Kopfe schlagen. An einem Samstag nachmittag kam das Grittli heim. Der Präsident spannte den Braunen vor die Chaise und fuhr nach Bern hinein, um sein Töchterlein am Bahnhofe abzuholen. Den Hans nahm er auch mit. Die beiden kamen noch eine Viertelstunde zu früh. Da wandten sie diese Zeit dazu an, sich gegenseitig von dem Grittli zu erzählen. Und immer wieder dachten und sagten die beiden, was es jetzt wohl für eines geworden sei. Sie gingen auf dem Bahnsteig auf und ab.

Da fuhr der Schnellzug von Neuenburg her tosend in die Halle ein. Die beiden suchten an den Wagenfenstern. Das Grittli winkte aus einem Abteil zweiter Klasse mit dem Taschentüchlein. Der Präsident lachte und gab seiner Tochter, die nun schon ausgestiegen war, die Hand. „Eh grüeß dich, Grittli! Potz Tausend, was bist du für ein feines Dämlein geworden! Du siehst ja gar nicht mehr wie ein Bauernmeitschi aus. Lueg da ist der Hans". Das Mädchen gab dem Buben die Hand und musterte ihn mit fröhlichen Augen. Der Bub indessen brachte nur einen kurzen und fast scheuen Gruß über die Lippen. Er war ja noch vor einem Jahr mit dem Grittli in die Schule gegangen. Aber dieses Mädchen, das nun da vor ihm stand; war ein ganz anderes geworden. Ei, was war das für ein feines Mädchen! Nein, es war gar kein Mädchen mehr, es war schon ein fix und fertiges Fräulein. Es trug das braune Haar aufgemacht und in einen Knoten geschlungen, es war schlank und groß in seinen Röcken und seine Brüstlein hoben sich keck und wogend unter der hellblauen, leichten Bluse. Die drei nahmen noch einen kleinen Imbiß ein, ehe sie heimfuhren. Der Präsident lachte in einem fort, das Grittli erzählte wie ein sprudelndes Wässerlein, und der Hans kam nicht aus seinem Staunen heraus. Er sagte nicht viel. Aber auf dem Heimweg ergab es sich von selbst, daß er in der Chaise neben das Grittli zu sitzen kam. Der Präsident saß auf dem Bock und lenkte den Braunen. Dem Hans wurde es ganz eigen. Das Gritli erzählte ihm und fragte ihn mancherlei und schaute ihn verwundert an, als er ihr nicht recht Bescheid gab. Es lächelte, aber so, daß man es kaum sehen konnte. Den Hans erfüllten die ersten Schauer des Verliebtseins. Er merkte, wie über seinen ganzen Körper hinweg ein eigentümliches Rieseln ging, und in der Gegend, wo das Herz seinen Platz hat, fühlte er eine sonderbare Beklemmung. Am liebsten hätte er die Augen zugemacht und seinen Kopf dem Mädchen in den Schoß gelegt. Der ganze Bub war eine große, heimliche, bebende Zärtlichkeit.

Das Grittli konnte es denn auch erst durch den Vater recht erfahren, warum der Hans im Haus sei. Am Abend, als Frau Elisabeth zu Haus war, gingen noch alle drei zu ihr hinüber. Da wunderte auch sie sich über das hübsche und groß gewordene Mädchen und erfreute sich an dem erblühenden, jungen Menschenkind. Aber sie merkte auch bald, wie es um ihren Buben stand. In seinen Augen lag ein fieberiges Glänzen und seine Stimme war matt und unsicher und in seinem Wesen eine auffällige Unruhe. Und als sie ihm ihren Gutnachtkuß gab, fühlte sie, wie der Bub ihn nur flüchtig erwiderte. Da ging ein schmerzlicher Ruck durch ihr Herz und sie merkte, wie ihr Kind nun einen eigenen Weg suchen und gehen müsse und sich langsam von ihr entferne. Sie war aber eine zu kluge und nachdenkliche Frau, als daß sie nicht doch darüber milde und verstehend hätte lächeln können.

Am Sonntag nachmittag machte das Grittli den Bekannten im Dorf seinen Besuch. Es ging auch zum Sekundarlehrer Bohnenblust. Es war aber an diesem Tage gerade obligatorisches Schießen der Schützensektion Blüemlisau und der Sekundarlehrer griff eben nach dem Gewehr, als das Grittli kam. Er konnte ihm gerade noch Grüeßgott sagen. Aber die Frau Bohnenblust war da und der Fritz. Und da es um die Zeit des Vierurhrkaffees war, lud die Frau Sekundarlehrer das Grittli zu einem Täßchen ein. Das Grittli blieb gerne da und die Frau Bohnenblust begab sich in die Küche und überließ es ihrem Buben, dafür zu sorgen, daß es dem Grittli inzwischen nicht langweilig würde. Die Beiden gingen in die gute Stube hinüber, denn der Fritz dachte, er wolle dem Mädchen das schönste und schwerste, was er bis jetzt gelernt hatte, auf dem Klavier vorspielen. Aber er wollte nicht dergleichen tun, das Grittli sollte ihn darum bitten. Dann wollte er sich zusammennehmen und keinen einzigen Fehler machen. Er wollte noch mehr. Er wollte nicht einfach so ein bischen Klavier spielen, wie Backfische tun, nein. Das Grittli sollte, wenn es dafür überhaupt das Verständnis hätte, merken, daß es da mit einem werdenden Künstler zusammen sei.

Es kam alles wie er es sich gewünscht hatte. Das Grittli bat ihn wirklich, ihm etwas vorzuspielen. Der Bub spielte gut. Er sah auch wohl, wie das Mädchen rötere Bäcklein und glänzendere Augen bekam. Nachher spielten sie noch mitsammen ein Stück zu vier Händen. Und dann erzählte

der Fritz dem Grittli von seinen Künstlerträumen. Er redete sich so in eine große, schöne Begeisterung hinein, daß das Mädchen ihn bewundernd immer ansehen mußte.

Von der Stund an war es in den Fritz Bohnenblust verliebt.

Der Hans spazierte an diesem Nachmittag mit seiner Mutter über Feld. Sie kehrten ihm Bären des Nachbardorfes ein und tranken dort Kaffee. Nachher gingen sie auf einem andern Wege wieder gegen Blümlisau zu und kamen am frühen Abend heim. Auf diesem Wege erzählte die Frau Elisabeth ihrem Buben viel aus ihrem vergangenen Leben. Denn sie wollte ein sicheres und heimeliges und liebes Herzensstüblein ihres Buben für sich behalten. Und es tat ihrem eigenen Herzen wohl, wenn es denken durfte, es werde ihm dadrüben in dem Bubenherzen eine gute Heimat. Die Beiden aßen noch mit einander zu Nacht. Dann ging der Hans ins Haus des Präsidenten hinüber und wußte noch nicht, daß ihn an diesem Abend seine erste, obschon noch knabenhafte Liebe gewaltig im Innern erbeben und elend machen würde.

Der Präsident und das Grittli saßen in der Stube, als der Hans kam. Er wollte noch eine Weile bei ihnen bleiben und dann zu Bett gehen. Ein wenig zaghaft setzte er sich neben das Grittli, und als das ihn anschaute, schoß ihm so das Blut ins Gesicht, daß er den Kopf wegwenden mußte. Darüber ärgerte sich das Mädchen, und es dachte: wart du, dir will ich jetzt einmal klaren Wein einschenken. Es fing sogleich an, von dem Fritz Bohnenblust zu erzählen. Er sei ein Gescheidter und Besonderer, und er werde es gewiß einmal zu etwas ganz Apartem bringen. Sie zweifle nicht einen Augenblick daran, daß der Friß wirklich zu einem Künstler geboren sei. Darauf könnten die Blümlisauer stolz sein. Und sie gab dem Hans zu verstehen, daß ihr am Fritz unendlich mehr gelegen sei als an ihm.

Dem betrübten Buben schnitten solche Worte wie Messer ins Herz. Er fühlte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich und schwer in den Adern klopfte. Da sagte er zu den Beiden gutnacht und ging in seine Kammer hinauf.

Er trat vor das offene Fenster. Der Frühlingswind wehte lind, und in den Bäumen rauschte es leise. Es duftete von Blüten. Am Himmel funkelten die Sterne. Da konnte er nicht länger an sich halten. Er ging an sein Bett hin und warf sich darüber weg, wühlte den Kopf in die Kissen hinein und grub die Zähne in das Tuch, um das laute Schluchzen, welches sich aus seiner Kehle herauf würgte, zu ersticken. Indessen, als er ruhiger geworden war, erfüllte ihn eine süße Mattigkeit, und es schien ihm, sein Leben sei nun von einer neuen, seltsamen und wehen Sehnsucht erfüllt, der er immer, durch alle Schmerzen hindurch, nachgehen müsse.

Dann schlief er ein.

Es wurde kein guter Sommer für ihn. Das Grittli beachtete ihn kaum. Hingegen war es häufig mit dem Fritz Bohnenblust zusammen. Die beiden musizierten mit einander, lasen die gleichen Bücher und plauderten, manchmal recht naseweis, über Dinge welche sie noch nicht verstanden. Der Hans ging dann immer still davon. Er wußte wohl, daß er seine Eifersucht nicht hätte verbergen können. Und dann war ihm ja der Fritz Bohnenblust in allen diesen Dingen weit überlegen, und das Grittli hätte ihn bestenfalls bemitleidet, wenn er auch ein Wort dazu hätte sagen wollen.

Darum ging er an den Abenden so oft als möglich zur Mutter hinüber, oder wenn sie spät von Bern heimkam, ging er ihr eine Strecke Weges entgegen. In diesem Sommer fing er auch an, Bücher von Dichtern zu lesen. Als er noch zur Schule ging, hatte er außer den Schulbüchern nur wenig gelesen. Er liebte die Bücher nicht besonders. Nun machte er sich an die Bücherei seines verstorbenen Vaters. Es waren kaum 50 Bände. Und es waren nur ein paar Dichter. Unter ihnen Gottfried Keller. Von diesem standen sämtliche Werke in zehn hellen, braunen Bänden in dem bescheidenen Bücherschränklein. Der Hans erinnerte sich jetzt, wie lieb seinem Vater gerade Gottfried Keller gewesen war. Da beschloß er, mit diesem Dichter anzufangen. Zuerst las er die Züricher Novellen. Er begann mit der schönen, köstlichen Geschichte von dem jungen Hadlaub, und empfing durch sie so viel Trost und Zuversicht, daß er sich gelobte, fürderhin nicht mehr so bald um seine Liebe verzagt zu trauern, sondern unentwegt an ihr festzuhalten. Wer konnte denn wissen, wie es dem Grittli im innersten Herzen war? Und es war ja nur um so schöner, wenn er für das Mädchen alles einsetzten mußte, was er hatte. Der junge Johannes Hadlaub hatte niemals den Mut ganz verloren, und zuletzt hatte er sich die schöne, stolze Fides errungen durch seine biedere, treue Mannhaftigkeit.

Nachdem er die Züricher Novellen gelesen hatte, machte er sich sofort an den grünen Heinrich. Er las ihn langsam, mit Bedacht und nicht zuviel auf einmal. Er brauchte zwei Monate für die drei Bände. Aber wie staunte er nun über das große, reiche Leben, und wie staunte er über diesen großen, herrlichen Mann, der das geschrieben hatte. Er konnte es nicht begreifen, daß in einem Buche ein so weites, frohes und quellendes Leben sein konnte. Was mußte der für ein machtvoller Mensch sein, der das konnte!

Und eine große Ehrfurcht kam da über den jungen Menschen. Von dieser Zeit ab gab er sich innerlich Mühe, gegen den Fritz Bohnenblust gerecht zu sein. Wenn es so war mit der Kunst, dann, ja dann konnte er das Grittli verstehen. Und sein Vorbild, der junge Johannes Hadlaub, wurde seiner Hoffnung mit einemal ferner gerückt: denn dieser war ja auch ein Künstler gewesen.

Neben solchen Feierabendbeschäftigungen, betrieb der Hans noch eine andere Liebhaberei. Er las, was er an Gesetzen unseres Landes auftreiben konnte. Und er hatte eine merkwürdige Befähigung, diese in seinem Gedächtnis aufzubewahren. Er kam bald soweit, daß er ohne weiteres und mit großer Sicherheit sagen konnte, an welcher Stelle und in welchem Gesetze dieser und jener Paragraph vorkomme. Nebenbei verfolgte er auch das politische Leben des Landes mit leidenschaftlichem Interesse und wußte über solche Vorkommnisse immer Bescheid.

Der Präsident unterhielt sich gerne mit dem jungen Politiker. Und einmal an einem Abend, als sie mit einander über ein kantonales Gesetz redeten, welches demnächst zur Abstimmung kommen sollte, und der Hans seine Meinung, welche derjenigen des Präsiderten gerade entgegengesetzt war, in einer regelrechten und klugen Rede verteidigte, hieb der Präsident mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Wenn

aus dir nicht ein Großrat wird, soll mich der Kuckuck holen! Du redest ja wie ein Alter." Von diesem Tage an hieß er bei dem Präsidenten nur noch der Großrat. Er sorgte auch dafür, daß die Beredsamkeit des Buben im Dorf herum bekannt wurde, indem er im Wirtshause davon erzählte. Es dauerte nicht lange, so sagte jedermann, wenn er dem Hans begegnete: Grüeß Euch, Herr Großrat. Nur das Grittli sagte solches nie, denn es mochte dem Hans ein so großartiges, prunkendes Wort nicht gönnen.

Als der Herbst kam, ging der Hans in die Fremde. Er hatte mit der Mutter und seinem Vormund ausgemacht, den Winter über eine landwirtschaftliche Schule zu besuchen. Man hatte den Strickhof bei Zürich dafür erwählt. Nun war die Zeit da, wo der Hans sein Bündel schnüren mußte. Der Vormund und die Mutter fuhren mit ihm. Das Grittli sagte ihm nur leichthin Ade und machte ihm so den Tag bitter schwer. Aber als die drei dann in Zürich ankamen, und in dem lauten, wogenden Leben untertauchten wie ein Bergbächlein in einen See, da vergaß der Hans seine unglückliche Liebe und staunte über die Dinge, die er sah.

Die Aufnahmeprüfung bestand er gut.

Als der Abend kam, und die Mutter und der Vormund von ihm Abschied nahmen, würgte es ihm zwar die Kehle zu, aber er nahm sich zusammen und versprach ihnen oft zu schreiben.

Es war gut für ihn, daß in der Schule eine straffe, stramme Zucht herrschte und wacker gearbeitet wurde. Darüber vergaß er seine Wehmut. Und er lernte seinen Bauernberuf nun noch mehr lieben, da er erfuhr, wie unerschöpflich reich und vielseitig das Arbeitsfeld des Landwirtes ist. Er lernte mit Lust. Er übte seinen Willen so, daß aus ihm nach außen und innen, ein strammer und ein in gutem Sinne stolzer, junger Mensch wurde.

An den Sonntagen unternahm er allein, oft auch mit zwei oder drei Mitschülern, denen er sich angeschlossen hatte, Wanderungen in die Umgebung Zürichs. Und da er ein Mensch mit einem feinen, tiefen Empfinden war und helle, fröhliche Augen hatte, brachte er jedesmal das Herz voll von diesen Schönheiten heim. Er dachte nun auch oft daran, daß er ein reiches und schönes Vaterland habe. Und er gelobte sich, ein biederer, rechtschaffener Eidgenosse zu werden und des lieben Meister Gottfrieds Wort: Achte jedes Mannes Vaterlande, aber das deinige liebe, niemals zu vergessen.

In diesem selben Winter warb der Präsident um Frau Elisabeth. „Der Hans wird ein Bauer mit Leib und Seele", sagte er, „ich könnte den Hof, wenn ich einmal selber ihn nicht mehr führen kann, keinem Besseren in die Hände geben. Ihr seid noch jung, Frau Zbinden, und ich bin es auch, und wir sind Beide noch nicht dazu bestimmt, das Leben einsam zu vertrauern. Was meint Ihr, möchtet ihr nicht meine Frau werden? Wollt Ihr nicht Ja sagen?"

Frau Elisabeth schaute ihn ruhig an und lächelte.

„Ich lebe für meinen Buben und ich sterbe für meinen Buben, wenn es sein muß. An mich denke ich zuletzt, ich will nicht zu vorderst stehen. Der Bub hat seine Mutter jetzt noch nötig, Präsident. Der Bub geht mit festen Schritten ins Leben hinein. Ich will ihn nicht führen, er muß seinen Weg selber finden, wie ein jeder, aus dem etwas werden soll. Aber ich will jetzt noch um ihn sein. Ich will noch ganz ihm gehören".

Und in ihrer festen Art blieb sie bei diesem Willen.

Die Sonne und die Frühlingswinde schmolzen die letzten Schneereste, als der Hans heimkam. Er hatte diesen Tag weder seiner Mutter noch dem Vormund genannt. Nun ging er allein, mit seinem Köfferlein an der Hand, die lieben, vertrauten Wege dahin. Er war nicht lange und nicht weit von zuhause fort gewesen, nur ein par Monate, aber er spürte nun doch das süße, heimliche Glück, das die Heimat dem Menschen in die Brust legt.

Und der Bub war stolz! Er hatte neues gesehen und neues gelernt. Er hatte sich gut gehalten, man war mit ihm zufrieden gewesen. Da hinter den Hügeln lag sein liebes Blümlisau. Darauf ging er zu, heimzu. Und wollte da schaffen und ein tüchtiger Mensch werden. Und dann, vielleicht, wollte er wieder einmal hinaus, in die Welt hinaus und in das Leben hinein und zum Manne heranreifen. Und das Grittli? Sein Herz klopfte unruhiger bei jedem Schritt.

(Schluß folgt)

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Sturm herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre ferner Kirchen Glocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein gold'ner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Theodor Storm.